

Was muss nach dem Frieden bei uns geschehen?

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire
suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **63=83 (1917)**

Heft 11

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-33505>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

leicht auch, weil die dortigen Verhältnisse einem Uebergang von der Defensive zur Offensive günstiger sind. Der Wechsel kann auch darin seinen Grund haben, daß man auf eine kürzere Linie zu stehen kommt und damit Truppenkraft für andere Verwendung freigemacht werden kann. Es ist auch möglich, daß sich eine zweckmäßigere Ausnützung der Artillerie ergibt, oder die rückwärtigen Verbindungen eine Verkürzung oder günstigere Gestaltung erfahren. Man kann sich auch auf eine bestimmte Linie zurückziehen, weil man den gegnerischen Angriff wünscht, sich aber in der vorderen Stellung ihm nicht gewachsen fühlt. Ähnlich ist Napoleon vor der Schlacht von Austerlitz verfahren. Er sprengte deshalb absichtlich Nachrichten über die schlechte Lage seines Heeres aus und erreichte auch seinen Zweck. Die Verbündeten kamen, griffen ihn unvorsichtig an und wurden geschlagen. Der oben schon einmal zitierte alte Fritz sagt: „Man ziehet zuweilen sein Lager enge zusammen, um so viel schwächer zu scheinen, man macht kleine Detachements, welche man vor konsiderabel ausgiebet, damit der Feind eine Schwäche meprisire, und sich aus seinen Avantage begeben.“

Welche von diesen verschiedenen Ursachen für die deutschen Stellungsverschiebungen an der Anere maßgebend gewesen ist, läßt sich mit aller Tiftelei nicht herausklügeln, denn dafür würde es der intimen Vertrautheit mit den Führungsabsichten bedürfen. Darum kann man nicht einmal behaupten, daß diese Stellungsverrückung eine Aufgabe der deutschen Offensivabsichten an der Sommeffront bedeute. Aber ebensowenig darf man bei der gegnerischen Führung voraussetzen, sie werde die „Kontenance“ verlieren, die feindliche „Schwäche meprisieren“ und sich der eigenen „Avantage begeben.“

—t.

Was muß nach dem Frieden bei uns geschehen?

Einleitung.

Die Grundlage zu Untersuchungen über unsere militärische Fortentwicklung nach dem Krieg muß gesucht werden in dem, was vor dem Kriege war, und in dem, was derselbe uns, als Erkenntnis der Erfahrungen der Kriegführenden gebracht hat.

Wohl legt uns unsere gegenwärtige Lage in der Betrachtung der Zustände vor dem Krieg, über die Entwicklung unseres Heerwesens unter dem Einfluß desselben und im Ausblick auf unsere militärische Zukunft noch eine gewisse Beschränkung auf. Doch können heute schon Schlüsse gezogen werden auf das, was zu einer gesunden und kraftvollen Ausnützung unserer Volkskraft zur Erhaltung unserer Unabhängigkeit in der Folge unbedingt wird notwendig sein, wenn nicht gegenüber heute verhängnisvoller Stillstand oder gar Rückschritt eintreten soll. Darüber muß man sich heute schon klar sein, daß der gegenwärtige Krieg nicht der letzte ist, der über die Gestaltung Europas entscheidet, und damit über unser selbständiges staatliches Weiterwachsen, auch kann der Friede kaum eine wirkliche Abrüstung bringen, sondern bloß vielleicht ein momentan nachlassendes Nachlassen in den Kriegsrüstungen, das bedingt ist durch die allgemeine Schwäche, die dem heutigen Kampf naturnotwendig folgen muß, die aber zeitlich begrenzt ist.

Es gibt eine Menge Leute, nicht nur ausgesprochene Pazifisten, die vom Ausgang des heutigen

Krieges eine allgemeine Abneigung gegen Kriege und als Folge davon eine allgemeine Abrüstung erwarten, die auch für uns eine ganz wesentliche Herabsetzung der Militärlasten nach sich ziehen müsse. Ihnen muß heute schon entgegengetreten werden, denn ihr Denken ist geeignet, uns den Blick dafür verlieren zu lassen, daß es auch nach dem Krieg um unsere Selbständigkeit und Unabhängigkeit geht.

Wohl scheint der Friede noch in weiter Ferne zu liegen, und doch muß heute schon von dem gesprochen werden, was nachher sein soll. Noch ist es ja möglich, und vielleicht nahe bevorstehend, daß wir selbst mit hineingerissen werden und damit in unserer Selbstbestimmung beschränkt, und wohl in ganz andere Bahnen gelenkt werden, und doch müssen wir heute schon anfangen, die Grundlagen zu schaffen für das, was die künftige Friedenszeit weiterentwickeln soll. Denn hiefür ist es ganz gleichgültig, ob der Friede nahe sei, oder noch so fern; heute können wir es, weil wir noch täglich daran erinnert werden, was uns gefehlt hätte, wenn wir nicht Zeit gehabt hätten zur Vervollkommnung, und weil wir noch unter dem frischen Eindruck der zwingenden Notwendigkeit stehen und noch nicht alle möglichen Interessen, die doch schließlich alle auf unser persönliches Wohlbefinden hinauslaufen, uns den Blick trüben für das was auch ein fernerer Kampf um unsere politische und wirtschaftliche Existenz als selbständiger Staat erfordern wird.

Wenn es auch müßig erscheinen mag, über den endgültigen Ausgang des Krieges Voraussagen zu machen, heute vielleicht müßiger als je, weil es wie Atemhalten vor dem großen Schlag durch die Welt geht, dessen Entscheid auch nicht geahnt werden kann — eines kann doch einer Betrachtung unterzogen werden: Die Lage der Schweiz beim Ausgang des Krieges. Sie kann auch heute schon in ihren verschiedenen Möglichkeiten klar durchschaut werden. Der Sieg der einen Mächtegruppe über die andere vermag wohl einen Frieden zu bringen, läßt aber im Besiegten den Haß zurück gegen den Sieger und trägt damit schon den Keim zu einem neuen Kriege in sich, und damit die Notwendigkeit weiterer Rüstungen. Denn daß die eine Mächtegruppe die andere so vollständig zertrümmern könne, daß sie gänzlich aus der Reihe der selbständigen Staaten ausscheide, erscheint wenig wahrscheinlich, denn dazu erscheint der Sieger heute schon zu sehr geschwächt. Doch ist auch diese Möglichkeit nicht gänzlich auszuschließen. Für die Unabhängigkeit unseres Landes aber wäre das wohl das Schlimmste und ein ständiges Memento mori und bedeutete die Forderung, mit allen Mitteln auf die Abwehr von Angriffen sich vorzubereiten.

Viel wahrscheinlicher erscheint ein Friede und Ausgleich aus beiderseitiger Schwäche. Da er heute nicht mehr aus der rückhaltlosen Anerkennung der beiderseitigen Stärke, und damit aus der Erkenntnis der Nutzlosigkeit weiterer Anstrengungen entspringen kann, wird auch er den Haß zurücklassen: auf der einen Seite das Mißtrauen gegen den nicht überwundenen Gegner und Rivalen, auf der anderen Seite die Wut, das gesteckte Ziel nicht erreicht, seinen Gegner nicht zertrümmert, ja nicht einmal in seinen Grundfesten erschüttert zu haben. So wird die Entwicklung Europas nur unterbrochen durch den Krieg, aber nicht in andere Bahnen gelenkt.

Naturnotwendigerweise muß es dann früher oder später doch wieder zu einem Versuch der Entscheidung durch die Waffen kommen und nichts spricht dafür, daß wir auch dann wieder Zeit haben werden, in langer Periode ständiger Bedrohung unsere Armee zu einer brauchbaren Waffe zu schmieden, bevor sie kämpfen muß, wie das jetzt in hohem Maße und zu unserm unschätzbaren Vorteil der Fall war.

Selbst wenn der Friede die vielerorts erwartete und von Allen erhoffte Entspannung in den Rüstungen mit sich bringen sollte, so dürfen wir das nicht mitmachen. Das mag hart und unverständlich klingen, aber eine einfache Ueberlegung mag uns das Verständnis näher bringen: Je beschränkter die Mittel zur Eröffnung eines Feldzuges gezwungenermaßen sein werden, desto mehr sind sie auf die Richtung geringsten Widerstandes verwiesen, und die wird da zu finden sein, wo durch Erziehung, politisches Zerwürfnis und bequeme Verknennung der notwendigen kriegerischen Bereitschaft ein noch mangelhafteres Heerwesen als das eigene zu raschen Anfangserfolgen und damit zur Sicherung der so viel genannten Handlungsfreiheit lockt. Finden wir nicht im Einmarsch der deutschen Heere in Belgien, wenn auch unter ganz andern Verhältnissen, diesen Satz als richtig erwiesen? Und sollten gerade wir vergessen wollen, daß wir die Richtung des geringsten Widerstandes sind, sobald unsere Landesverteidigungsvorbereitungen von einem der Gegner als zu schwach erkannt werden? Diese Voraussicht und unsere geographische Lage verbieten uns auch in Zukunft das zu tun, was den heutigen Kriegführenden möglich war: Ihre Rüstungen während des Krieges zur vollen Höhe zu bringen. Unsere Kriegsrüstung muß in Zukunft am ersten Tage eine solch achtunggebietende Macht sein, daß sie die Richtung des stärksten Widerstandes darstellt. Das allein bietet die Sicherheit, nicht angegriffen zu werden.

Damit ist wohl erwiesen, daß es für uns eine Abrüstung niemals geben kann, es sei denn, wir wollten unsere Unabhängigkeit preisgeben, und das dürfte nicht einmal im kommenden europäischen Staatenbund so weit gehen, daß wir auf eine gelegentliche Verteidigung derselben verzichten könnten. Das Gegenteil müssen wir ins Auge fassen: die Vervollkommnung dessen, was uns in seinen Anfängen in Verbindung mit einem gütigen Geschick, das Andere als schwächer erkennen ließ, vor dem Zusammenbruch bewahrt hat.

Im folgenden möchte ich versuchen, in zwangloser Folge aus meinen Beobachtungen und Ueberlegungen herauszuschälen, welchen Weg diese Entwicklung wohl zu nehmen haben wird. Es kann sich heute dabei mehr nur um Fragen der Erziehung und Ausbildung handeln, als um Organisation, Taktisches und Heereinrichtungen.

I.

Wenn man während eines gewaltigen Sturmes in seinem alten Hause sitzt und es in allen Fugen krachen und knistern hört, dann fragt man sich bänglich, ob es auch den nächsten Stoß ohne Schaden aushalten werde, und noch ehe derselbe die unzweifelhafte Antwort selbst erteilt hat, untersucht man vorsorglich, ob man durch andern Gebrauch der Räumlichkeiten dem unangenehmen Gefühle der Bedrohung entgegen gehen könne oder ob viel-

leicht zwar der Untergrund, die Grundlage des Gebäudes gut, sein Aufbau aber zu leicht, weil zu rasch erfolgt, sei, oder ob endlich gar ein Neubau auf gänzlich anderer Grundlage notwendig sei, und was dabei aus dem alten Gebäude als dauerhaft, zweckmäßig und unentbehrlich durch Neuanschaffung gar nicht in gleicher Eigenschaft ersetzt werden könne.

Ganz so steht es heute mit unserm Heerwesen; es hat die ersten schweren Stürme überstanden ohne Schaden zu nehmen, und weil wir aus denselben gewisse Schwächen erkannt haben, waren wir im Stande, ihm durch ständige Ausbesserung eine solche Festigkeit zu geben, daß wir heute ruhig auch dem stärksten Sturm entgegensehen dürfen, sicher, daß es ihn aushalten wird, soweit menschliche Einsicht über Aushalten und nicht Aushalten urteilen kann.

Aber wir dürfen uns doch der Erkenntnis nicht verschließen, daß der heutige Bau wohl jetzt sicher aushalten wird, daß aber an seine Stelle nach dem Sturm ein festeres Gefüge treten muß, das von vorneherein geeignet ist, gleich anfangs dem stärksten Sturm zu trotzen.

Etwas Aehnliches möchte ich meinen Darlegungen zu Grunde legen.

Heute sieht man wohl erst recht klar, wie sehr die Kriegsmobilmachung 1914 unser Heerwesen mitten aus der Entwicklung und Festigung herausgerissen hat, in die es durch die Heeresorganisation von 1907 hätte gebracht werden sollen. Vieles, was damals langsamem Vorwärtsschreiten war überlassen worden, steht heute viel fertiger da, als es das Gesetz und seine Vollzieher wohl kaum geahnt, sicher aber in dem Umfang nicht beabsichtigt hatten. Anderes ist durch allzu rasches Wachstum verkrüppelt und ungesund geblieben und wird nun in seiner Unzulänglichkeit dem Gesetz zur Last gelegt, das doch eine solch überstürzte Erhöhung der Forderungen nicht voraussehen konnte.

In den ersten Tagen der großen Zeit zeigte sich naturgemäß nur das bereits errungene Gute, weil in allen, bewußt oder unbewußt ein Gefühl der Befriedigung vorherrschte, darüber, daß uns weitsichtige Erkenntnis davor bewahrt hatte, unter der gänzlich ungenügenden Vorbereitung ins Feld ziehen zu müssen, die die Heeresgesetzgebung vor 1907 auch in ihrer besten Anwendung zugelassen hätte.

Das Errungene reichte gerade aus für die erste große Begeisterung und diese hätte vielleicht damals über manches Unfertige und Angefangene hinweg geholfen, aber eben nur vielleicht. An der Sicherheit, daß diese Begeisterung wirklich die fehlende Abgeschlossenheit und vorhandenen Mängel hätte zu ersetzen und auszugleichen vermögen, entstanden schon sehr bald Zweifel, auch bei solchen, die vorher diese Mängel und ihre Ursachen geglaubt hatten leicht nehmen zu dürfen.

Die Erkenntnis der Unfertigkeit rief einer hochgespannten Nervosität, deren Aeüßerungen oft groteske Formen annahmen. Es sei nur erinnert an das plötzliche Wegnehmen der sichtbaren Offiziersabzeichen und die Nachlässigkeit, die dadurch gerufen wurde, die Offiziere nicht mehr mit ihrem Grad anzureden, als ob der „Feind“ das hören und dadurch auf bestimmte wichtige Schlüsse geführt werden könnte. Es sei auch erinnert an den Vorgänger der feldgrauen Uniform, das Ueberhemd, das in seiner mausgrauen Gleichmäßigkeit den

Offizier gar nicht mehr erkennen ließ und damit der Neigung unserer Leute, ihre Offiziere zu übersehen, noch Vorschub leistete.

Gewiß war die Verminderung der Kenntlichkeit der Offiziere eine schon im Frieden erkannte Forderung des modernen Kampfes, aber es war ein falsch gewählter Zeitpunkt zu ihrer nur teilweisen von einzelnen Führern angeordneten Durchführung. Eine direkte Gefahr lag noch nicht vor, und gerade bei uns durfte nicht der Offizier der erste sein, der sich seiner Ehrenzeichen begab, um sich weniger der Gefahr auszusetzen; das durfte erst geschehen, nachdem unverhältnismäßige Verluste an Offizieren der Mannschaft die überragende moralische Qualität der ersteren in hellstem Lichte gezeigt, oder, wie es dann geschehen ist, durch allerhöchsten, für alle gültigen Befehl. Daß dieser in seiner Ausführung die Offiziere dann vor der Mannschaft gar nicht mehr hervorhob, hätte wenig geschadet, wenn das andere nicht vorausgegangen wäre.

Die Zweifel an der allesüberwindenden Kraft der Begeisterung ließen gerade einen der Hauptbegriffe und eine der hauptsächlichsten Grundlagen, welche die Heeresorganisation von 1907 hatte schaffen und auf der sie hatte aufbauen wollen, gar nicht in Erscheinung treten: das unbedingte Vertrauen in die Zuverlässigkeit in allen Graden bis zum letzten Füsilier und Kanonier. Noch steckte das Mißtrauen in die Fähigkeit der Untern, mit ebenso großer Hingabe seine Persönlichkeit in die Ausführung der erhaltenen Befehle zu legen, wie man sie für sich selbst beanspruchte, viel zu tief in allen Knochen, als daß es plötzlich hätte überwunden werden können. Nur so lassen sich die vielen Bereitstellungen, Alarme etc. ganzer Divisionen erklären, wenn wenige Kanonenschüsse eine gewisse Gefahr wittern ließen. Sie waren wohl geeignet, da, wo man leichtsinnig war, den Ernst der Lage besser einschätzen zu lernen, gefährdeten und desorganisierten aber in weit höherem Maße die ruhige und so nötige Festigung der Ausbildung und Erziehung.

Unten ließ dieser Mangel an Vertrauen die schwache, aus der Friedensausbildung mitgebrachte Pflichtauffassung auch nicht wachsen. Sehr bald überweg das Gefühl, daß man ja doch noch nicht im Kriege stehe und deshalb noch nicht voll und ganz seine Pflicht tun müsse. Nur so erklären sich die vielen, einzeln harmlosen, ja selbst kindischen Grenzverletzungen, die aber doch im Widerspruch waren mit unzweideutigen, allen bekannten Befehlen. Nein — nicht nur so, sondern auch damit, daß eben unsere ganze Friedensausbildung nicht im Stande gewesen war, das Vertrauen erstarken zu lassen und noch weniger, jene Achtung vor der Heiligkeit der Befehle zu pflanzen, die allein eine sichere Grundlage für ihre unwandelbare Durchführung bietet. Hätte man sich darauf zu verlassen gewagt, daß die vordersten Einheiten und Truppenkörper sicher und unter allen Umständen Standhalten würden, so hätten sie als Abwehr kleinerer Grenzverletzungen vollkommen genügt und unter ihrem Schutze hätte die Weiterausbildung *ununterbrochen* fortgesetzt werden können, bis eine größere Aktion gegen unsere Grenze den Unterbruch erfordert hätte.

Daß dieses unbegrenzte Vertrauen nicht vorhanden war, und an seiner Berechtigung gezweifelt wurde, war die Folge davon, daß in der vorangegangenen Friedensarbeit zu sehr nur äußerliche

Fertigkeiten waren adressiert, und zu wenig auf die soldatische Zuverlässigkeit des einzelnen Mannes war hingearbeitet worden; im äußeren Schem suchte man das Können und übersah die Notwendigkeit der inneren Erziehung.

Mit dieser Meinung im Zusammenhang ist auch der Mangel an männlicher Haltung und Stolz, der vor so mancher kindlichen Nachlässigkeit und Unzuverlässigkeit bewahren würde. Es fehlte bald vielerorts an der nötigen Ernsthaftigkeit und leider nicht nur bei der Mannschaft, sondern auch bei den Offizieren, die damit diesen Mangel bei der Mannschaft verschuldeten. Und damit fehlte die gegenseitige Achtung. Das zeigte sich sehr viel weniger beim Dienst, wo Interesse und oft auch der hörbare Kanonendonner darüber hinweghalfen. Aber die aus Mangel an Achtung und Vertrauen erzeugte Angst vor der Unzuverlässigkeit der Untergebenen zeigte sich da und dort erschreckend deutlich in der ganz merklich fühlbaren Ansicht einzelner Offiziere, daß die Forderung an die Untergebenen, vielleicht ihr Letztes einzusetzen, diesen auf besonders liebenswürdige Weise, gewissermaßen als besondere freiwillige Leistung abgebetelt werden müsse. Ich erinnere mich sehr wohl in einer Rekrutenschule, die in den letzten Tagen vor Kriegsausbruch in der Nähe der Grenze ihre letzte Ausbildung erhielt, eines Momentes am Tage nach der Erklärung der Piktstellung, da ich meine Offiziere in sehr ersten Worten auf diese Auffassung hinweisen mußte, weil sie sich bei ihnen sehr merkbar zeigte. Ich erinnere mich auch nachher bei ältern Truppen auf die gleiche Ansicht gestoßen zu sein, wenn sich auch die betreffenden Offiziere ihrer gar nicht bewußt waren.

Heute darf man hierüber offen sprechen, ohne unsere Armee deshalb im Geringsten vor dem Ausland herabzusetzen, denn diesen Zustand innerer Schwäche haben wir überwunden. Er war auch gar nicht in unserm Wesen begründet, sondern er war ein Produkt falscher Friedenserziehung, ein Nachklang selbst aus längst vergangenen Zeiten, wo noch die Vorbereitung auf die Verteidigung der Unabhängigkeit viel mehr als dem Vaterlande dargebrachte Aufopferung, denn als eine der ersten Bürgerpflichten erkannt war. Und dabei tat man mit dieser Auffassung schon immer unsern Leuten so tief Unrecht! —

Am sichtbarsten vielleicht zeigte sich die Oberflächlichkeit unserer Friedensausbildung in der so häufig zu Tage tretenden Unfähigkeit vieler Offiziere, ihre Leute über ein gewisses, sehr bescheidenes Maß militärischer Haltung, militärischen Willens und militärischer Gesinnung und Denkweise hinaus zu bringen. Auf sie soll hiemit kein Stein geworfen werden: es war nicht ihre Schuld. Darin rächte sich nur, daß beim Kampf um die Militärorganisation in kleinmütiger Mißkennung unseres Volkes und in hochmütiger Ueberschätzung von dessen soldatischem Geist, die Mindestforderungen seiner militärischen Führer, die doch später berufen sein sollten, die ganze Verantwortung zu tragen, waren unterboten worden. Damit war der Friedensausbildung die Möglichkeit genommen, irgendwo etwas Ganzes, etwas Musterhaftes zu schaffen, ein Muster, das nicht geistlos nachgeahmt zu werden brauchte, das aber zeigte, was erreicht werden *konnte* und deshalb unbedingt erreicht werden *mußte*. Wo es einem besondern Talent einmal

glückte, mit den kärglichen gewährten Mitteln etwas Vollkommenes hinzustellen, da anerkannte man erstaunt die Möglichkeit, war auch gerne stolz auf sie, verschloß sich aber dem Gedanken, daß das, was hier von einem Einzelnen erreicht war, von allen erreicht werden müsse, und daß hiefür dem Durchschnittsmenschen, der nicht künstlerisch mit Wenigem Großes schaffen konnte, Mittel gewährt werden mußten. Da wo das Gesetz schon andere Mittel verweigerte, hätten sie oft nur in bewußter, erkennbarer Unterstützung des guten Willens zu bestehen brauchen.

Weil so das Erreichbare gar nicht erkannt worden, selten gesehen worden war, verstanden nur wenige Truppenführer in sachgemäßem Aufbau die Zeit auszunützen. Sie hatten nur vor Augen, was die zwei Wochen Wiederholungskurs hatten gedeihen lassen. Das konnten sie erreichen, das wurde ihnen aber auch mühelos geleistet. Als aber das Wiederholungskursrepertoire keine Variationen mehr zuließ, war auch wohl die Erkenntnis gereift, daß das nicht die Vollkommenheit militärischen „Könnens“ bilde. Aber was zu erreichen war, und auf welchem Wege, in welcher Richtung noch mehr erreicht werden konnte, wußten viele nicht, da ihr Horizont selten über Wiederholungskursleistungen hinaus war geöffnet worden. Es fehlte ihnen jedes Maß, sie mußten sich begnügen mit dem, was ihnen geboten wurde. Und doch war die Zeit zum Nichtstun zu ernst. Da brachte der Vergleich mit andern den Beweis, daß noch viel zu erreichen war, aber nun fehlte das Rüstzeug, das im Frieden nicht war gebraucht worden, weil man sich in die Meinung verkrochen hatte, das Milizsystem lasse überhaupt nur die bescheidenen Leistungen der Wiederholungskurse zu, und sie würden im Krieg schon verbessert durch die angeborenen militärischen Tugenden unserer Volksstämme.

Eigentümlich, aber wieder durch das System unserer Friedensausbildung zu erklären, sind die Folgerungen, die aus dem Erkennen der Notwendigkeit ganz Anderes erreichen zu müssen, gezogen wurden. Vielerorts verfiel man zuerst auf Erhöhung der körperlichen Beweglichkeit und Leistungsfähigkeit. Und da diese auf dem Wege militärischer Ausbildung nicht zu erreichen war, sollte das auf bürgerliche Weise geschehen, gewissermaßen spielend, und zwar wörtlich genommen spielend! Nur so kann die so merkwürdig anmutende Bevorzugung von allerlei Spielen als Truppentätigkeit erklärt werden, die eine geraume Zeitlang sich da und dort breit machte. Es kam soweit, daß Spiele als „Einzelausbildung“ getrieben wurden. So habe ich selbst gesehen, daß in Kompagnien, in denen Einzelausbildung war befohlen worden, nach zehn Minuten schon *ohne* neuen Befehl die ganze Kompagnie *spielte* und was für kindische Spiele! So wurde die Truppe beschäftigt, nicht erzogen. Wie falsch damit an unsern Leuten gehandelt wurde, das zeigt die Abneigung gegen den Dienst, die man immer deutlicher spürte, und zeigte sich in geflügelten Worten, wie: „Daheim hungern Frau und Kind und der Mann und Vater ist draußen an der Grenze und tut „böckligumpfe“. Nicht spielen wollten unsere Leute, sondern durch ernste, zielbewußte Arbeit vorbereitet werden auf den Ernstkampf; und gerade diejenigen, die von Grenzposten aus Gelegenheit hatten, den ganzen Ernst des Krieges zu sehen als Zuschauer, mußten sich ent-

täuscht fühlen durch diese Art der „Beschäftigung“.

So waren es im Grunde genommen gar nicht die Leute, denen die größten Mängel der Ausbildung anhafteten, sondern wir Offiziere, da uns der Blick nicht geöffnet und geschärft worden war für das Mögliche und das Notwendige soldatischer Ausbildung. In vielen, vielen Fällen trug dieser Umstand dazu bei, Dienstentlassungen und Beurlaubungen innerlich zu rechtfertigen bei Leuten, die sonst nicht daran gedacht hätten!

Daß durch dieses Spielen, das durch die Friedenserziehung und Friedensauffassung nicht stark entwickelte soldatische Pflichtgefühl unserer Mannschaften nicht sehr gefördert wurde, unterliegt für mich keinem Zweifel. Denn wer die Woche durch Zeit hatte, sich für einen „Foot-ball-match“ vorzubereiten, und am Sonntag diesen zu spielen, dem konnte der ganze Ernst soldatischer Arbeit nicht zum Bewußtsein kommen, eine laxe Auffassung seiner Pflicht war begründet, auch wenn man ihm theoretisch noch so viel von Pflichtbewußtsein sprach!

Wie lebendig das Gefühl der Unvollkommenheit in dieser Hinsicht war, und wie wenig man die Ursache des mangelnden Pflichtgefühles erkannte, und wie sehr man sich an den Mitteln zu ihrer Behebung vergriff, erhellt am besten aus der erschreckend hohen Zahl der Fälle von Pflichtvernachlässigung die vor Kriegsgericht zur Aburteilung kamen. Vergleicht man diese Tatsache mit den Spielen, wird einem das Verfehlt dieser letztern erst recht klar, soweit sie nicht als reine Erholung der Mannschaft betrieben wurden. Dann allein waren sie gerechtfertigt und ein taugliches Mittel, den frischen, fröhlichen Geist zu erhalten.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Wirkung unseres Militärstrafwesens näher einzutreten; das ist eine Materie, die ganz besonderer Bearbeitung bedarf, in der sich vielleicht am allersichtbarsten die dringende Notwendigkeit einer vollständigen Umarbeitung in Grundlage und Aufbau aufdrängt.

Und doch muß auf das Strafwesen kurz eingetreten werden. In ihm zeigt sich sehr deutlich das Unzulängliche unserer Friedensschulung für Truppenerziehung und für den Einfluß der Führung, namentlich der niedrigeren Führung auf die Gesinnung und Denkweise der Untergebenen. Was von dem einen als schweres Vergehen mit den höchsten Strafen belegt wurde, das wurde von andern kaum der Beachtung wert gehalten. War es dort Verkennung der Tatsache, daß das vom Manne geforderte Pflichtbewußtsein aus Mangel an Erziehung noch nicht geleistet werden konnte, so war es hier entweder gutmütige Rücksichtnahme oder gar Schwäche. Hatte die harte Bestrafung den Vorteil, daß diejenigen, denen ihre Ursache bekannt war, an ihr die Bedeutung ermessen konnten, die man jeder Pflichtvernachlässigung beilegte, war die gutmütige Rücksichtnahme oft gerade hervorgerufen durch die Erkenntnis der mangelnden Friedensschulung. Beides weist uns den Weg der eingeschlagen werden muß, um gleichmäßige Beurteilung und erzieherische Wirkung in unserem Strafwesen zu erschaffen.

Auch über diese Mängel unseres Heerwesens dürfen wir heute sprechen, ohne damit unsere schmutzige Wäsche vor dem Ausland auszubreiten: es sind im Prinzip überwundene Dinge, nur muß

dafür gesorgt werden, daß sie auch überwunden bleiben.

Wie sehr vielen sonst guten Offizieren die Erkenntnis der Notwendigkeit einer nüchternen Weiterbildung ihrer Leute, die auf Aeußerlichkeiten durch ihre Tüchtigkeit verzichten konnte, abging, und wie ihnen die Sensation des Krieges höher stand, das zeigte sich im „Grenzwunder“. Er führte Leute an die Grenze, die dort nichts zu suchen hatten, als die Befriedigung ihrer Sensationslust. Gingen sie allein, so war das von geringer Bedeutung. Nahmen sie aber ihre Truppe mit, so war das Zeit verdröckelt und erweckte die Sensationslust auch in dieser. Daß man auf diese Weise weder Kriegserfahrung sich aneignet, noch Kriegsgewöhnung, mußte den Führern bewußt sein, umso mehr beeinträchtigte solches Tun die ernsthafte Arbeit. Kriegshandlungen sind kein Sensationsstück.

So hat sich im *Allgemeinen* gezeigt, daß der Geist der neuen Heeresorganisation noch nicht erfaßt war. Ob und inwieweit er in Einzelheiten sich Geltung verschafft hatte, soll im Folgenden betrachtet werden.

Frankreichs Heer im Kriege.

(Schluß.)

Eine wunde Stelle im Heeresorganismus scheint das Verpflegungswesen zu sein, denn Z. erhebt seine Stimme zu lautem Protest. „Es ist eine Schande, wie schlecht der französische Soldat ißt, während wenige Kilometer von ihm der englische Tommy eine abwechselnde, genügende, kräftige und gesunde Nahrung empfängt. Die Engländer haben ganz recht: man hat nur gute Soldaten, wenn sie den Magen füllen können. Wenn unsere Verwaltung essen müßte wie wir, ginge es nicht lange, bis unsere Leute besser verpflegt würden — Ersparnisse auf diesem Gebiete machen zu wollen, ist einer großen Nation unwürdig.“ Auch die Lieferung von Brettern und Ziegeln scheint nicht immer zu genügen. Der privaten Liebestätigkeit pflegt die Verwaltung hin und wieder Steine in den Weg zu legen — die Bureaucratie feiert überall ihre Triumphe sehr zum Schaden der Truppen.

Z. verlangt mehr Maschinengewehre: für die Zuaven- und Kolonialregimenter je 3, für die Jägerbataillone je 2 Kompagnien möchten gerade genügen. Ebenso müßten die Bombenwerfer vermehrt werden. An Geniekompagnien habe man überhaupt nie zuviel, selten genug; aber sie müßten auch über genügend Material aller Art verfügen können.

Endlich macht er darauf aufmerksam, daß überall, nicht nur in den auserwählten Einheiten, als Gesetz gelten sollte: der Diensttuende erhält den Grad, der ihm, der zu leistenden Arbeit entsprechend, gehört. Es geht nicht an, durch Umgehung dieses Grundsatzes Ersparnisse erzielen zu wollen. (Die Befolgung eines solchen Grundsatzes würde auch in anderen Armeen gute Früchte zeitigen.)

Der beste Korpsgeist herrscht, nach Z., bei den Jägern, der aber auch sorgfältig gepflegt wird und aus ihnen eine Mustertruppe gemacht hat, die sie übrigens schon früher waren, wie die Kriegsgeschichte beweist. Im gegenwärtigen Krieg haben sie sich überall ausgezeichnet. Deshalb ist ihnen auf besonderen Wunsch hin die alte Uniform ge-

lassen worden. An ihr klebt die ruhmvolle Ueberlieferung, der sie treu bleiben wollen bis in den Tod. Beim Einreihen eines Rekruten nimmt ihn der Kompagniekommandant besonders vor und hält ihm folgende Rede: „Du bist ein Glied der besten Truppe Frankreichs. Zeige dich ihrer stets würdig. Alle deine Kameraden sind tapfer. Handle wie sie. Deine Offiziere sind die besten der Welt. Habe Zutrauen zu ihnen. Deine Uniform ist schön. Sei stolz auf sie. Sie stellt gleichsam eine große Vergangenheit dar, ruhmreiche Ueberlieferung, herrliche Erinnerungen. Mache ihr nie Unehre. Dein Schritt ist elastischer als der des Nachbarn, denn du bist der bessere Soldat als er. Du arbeitest besser wie er, dein Vorgehen ist stets rascher. Du selbst bist ein Tapferer, denn du bist Jäger zu Fuß!“

Die anfangs ganz falsch eingeschätzte Truppe, die Radfahrer, hat sich ihre Anerkennung rasch erkämpft. Es dürfte bekannt sein, daß jeder Kavalleriedivision eine Radfahrerabteilung beigeordnet ist, die von einem Hauptmann geführt wird, dem ein zweiter Hauptmann zur Seite steht. Jeder der 3 Züge hat an seiner Spitze einen Oberleutnant, jeder der 3 Gruppen des Zuges steht ein Leutnant oder Adjutant - Unteroffizier vor. Der Kommandant der Abteilung ist dem Divisionär direkt unterstellt, woraus sich die große Bedeutung leicht erkennen läßt, die man den „Cyclistes“ beimißt. Neben diesen eingereichten Radfahrern bestehen verschiedene „Dépôts“, die jedem Hauptquartier einen Zug als „soutien du quartier général“ unter einem Oberleutnant zur Verfügung stellen. Sie sichern die unmittelbare Umgebung des Stabes, während die Wachtposten des Hauptquartiers von Förstern gestellt werden. Die Radfahrer sind Jäger zu Fuß, tragen deren Uniform „und sind vom gleichen herrlichen Geist wie diese Einheiten besetzt. Sie haben sich daher auch immer hervorragend (magnifiquement) gehalten. Sie sind im Weltkrieg erstmals im Felde erschienen. Vom ersten Augenblick hinweg waren sie mit den Reitern zusammen auf den äußersten Posten. Die Probe war hart: sie haben sie glänzend bestanden.“ Sie haben anfangs mit der Kavallerie zusammen zu Fuß gefochten, dann stiegen sie in die Schützengräben hinunter und wurden gewöhnliche Infanteristen. Bei allen größeren und kleineren Gefechten und Schlachten werden sie mit Ehren genannt. Aus der Instruktion vom 7. August 1913 ist zu ersehen, wie man sich ihre Verwendung von Anfang an gedacht hat: „sie müssen sich für die Reiterei zu opfern bereit sein, deren beständige, bescheidene Mitarbeiter sie sind. Es ist lehrreich zu sehen, bei wie viel verschiedenen Gelegenheiten sich die Kavallerie ihrer bedient: nachts, weil die Reiterei nur am Tage erfolgreich wirken kann; sobald viel marschiert werden muß, denn die Pferde sind rascher ausgepumpt als der Mensch; auf Vorposten oder bei gewaltsamen Erkundungen, wo sie Widerstand brechen können, Hindernisse überwinden, die die Kavallerie nur zu umgehen vermag — das Regiment nennt sie daher „l'élément principal de combat“ — auf der Straße, denn der Radfahrer ist nur an den Straßen verwendbar; in Defileen, weil der Radfahrer zu Fuß kämpfen muß; in flankierenden Stellungen, weil der Radfahrer durch sein Feuer wirkt; an Brücken und wichtigen Straßenpunkten, die der Radfahrerinfanterist viel besser zu halten versteht als der Reiter, im Rückzug,